

Heinrich Pestalozzi der Volksschriftsteller : ein Brief an einen Lehrer

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **37 (1927)**

Heft 2

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leuten von Stand hatte zuerkennen wollen, dessen glaubte er nun, als Frucht der Erziehung, zwar nicht das Volk als Masse, aber jedes Individuum im Volke fähig. Zugleich war Pestalozzi nun auch zurückgekehrt zu seinem einst so bescheidenen, aber genial richtig erfüllten NeuhoF-Ideal, wo zum erstenmal Politik und Erziehung sich verschwistert hatten.

Seine humane Auffassung der Politik liess ihn auch je und je über die Grenzen seines heissgeliebten Landes hinaussehen nach Europa, von dem er zwar nur unbestimmte historische Kenntnisse besass. Dessenungeachtet aber führte ihn, wie er einmal an Lavater geschrieben hatte, sein Gefühl sicher und er wusste wohl, dass in allen Winkeln Europas die gleichen Nöte vorhanden seien wie „im Kellenlande und im Pfaffnauerwinkel“. Er durfte es wagen frei und in heiligem Ernst davon zu reden, weil er Zeit seines Lebens auch als Politiker „ohne Selbstsucht Wahrheit und Liebe um ihrer selbst willen“ gesucht hatte.

Heinrich Pestalozzi der Volksschriftsteller.

Ein Brief an einen Lehrer von Josef Reinhart.

Dein Wort und Urteil über Pestalozzi, den Volksschriftsteller, ist mir seit meinem Besuche in deiner Schule nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Du weisst doch, es war in der Pause, als ein Schulmädchen das Buch: Lienhard und Gertrud für die Bibliothek zurückbrachte, mit dem Bescheid: „Die Mutter könne das nicht lesen, es sei ihr zu langweilig; du möchtest ihr ein schöneres aussuchen.“

Das Urteil der Mutter hat mich eigentlich nicht überrascht; aber was du nachher, als Lehrer in den besten Jahren und gar noch als einer, der selber die Feder führt, über das Buch sagtest, das tat mir leid, für Pestalozzi — und für dich.

„Die Frau hat Recht, das Buch ist veraltet. Pestalozzi schreibt viel zu langfädig. Diese Moralpredigten aus dem XVIII. Jahrhundert können wir heute nicht mehr schmecken!“

Dieses, dein Wort, hat mir zu denken gegeben. So sprichst du, ein Lehrer des XX. Jahrhunderts, und so sprach einst beim Erscheinen des Buches Wieland, der literarische Feinschmecker: „Eine goldschwere Garbe auf dem Kornboden der Literatur!“ Oder ähnlich. Und die Königin Luise wollte dem Dichter auf den Knien danken für das Buch, aus dem sie unendlichen Trost geschöpft habe. Die so sprachen waren durchaus keine Köhlersleute, und wenn man bedenkt, dass damals ein Herder seine „Humanitätsbriefe“ schrieb, ein Schiller und Goethe lebten, so müssen wir uns schon hüten, mit allzu grossem Mitleiden auf jene Zeit herabzuschauen. Und wenn Pestalozzi, wie die andern Grossen draussen, es wagten, dem Leser Gedankennüsse zum literarischen Kuchen darzubieten, so durften sie ihm die Arbeit des verweilenden Nachdenkens zumuten.

Hier liegt denn auch ein Unterschied zweier Zeiten. Einst hatte man Musse zum Lesen und zum Schreiben, aber auch das Bedürfnis

zur Andacht, zum beschaulichen Nachdenken über die Dinge des Lebens; das heutige Leben aber, sicher auch der Schulbetrieb, vom Kino nicht zu reden, haben die seelische Beschaulichkeit verdrängt: „Sensation! Betrieb!“ und wenn die Wirklichkeit langweilig wird, so soll das Buch die Sinne peitschen. Auch das Lesebuch! Oder hat man nicht kürzlich Zeter geschrien, als man Stifter und Eichendorff ins Lesebuch bringen wollte, statt Bonsels und andere Indiefahrer.

Armer Pestalozzi! Wie langweilig fängt deine Geschichte an!

„Es wohnt in Bonnal ein Maurer; er heisst Lienhart und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und einen guten Verdienst; aber er hat den Fehler, dass er sich im Wirtshaus oft verführen lässt. Wenn er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger usw.“

Kann man einfacher, schlichter, anspruchsloser einen Roman beginnen? Aber ich frage dich auch, kann man ehrlicher, klarer, stilicherer schreiben, wenn man seinen Leser deutlich vor den Augen sieht, den Leser in der Hütte. Keine Aufmachung, keine Schnörkel und literarischen Poschettchen. Ohne drum und dran, wie einer auf der Ofenbank, direkt aufs Ziel, auf die Sache, auf die Person, aufs Problem. Kein Spiel, sondern Leben, Blut und Bein vom eigenen Körper; das geht alle an; das gibts in jedem Dorfe.

So fängt einer eine Geschichte an, der den Kropf voll hat, der etwas zu erzählen weiss. Und so geht es weiter? alle die vier Bände hindurch, so trocken, so eintönig, wie auf der gefrorenen Landstrasse? Gemach und ein bischen die Augen auf, schon in der fünften Zeile stösst dir ein Wort auf, das aufhorchen macht: „Wenn er im Wirtshause ansitzt!“ Ein Wort, ganz dem Volksmunde abgelauscht. So sagt man von den Kartoffeln, die in der Hitze mit der Pfanne verwachsen, so bildhaft von einem, der im Wirtshause sich nicht mehr aufraffen kann. Wie treffend, wie anschaulich ist der Fund. Man könnte sagen, von einem solchen Worte geht eine Flut von Anregungen durch die Bücher der Volksschriftsteller, eines Zschokke, Gotthelf, Keller, bis auf unsere Tage. Welche Belebung, welche Bereicherung der Papiersprache ging und geht von diesen Sprachschöpfern aus, die nach Luthers Rat der einfachen Mutter am Waschtrog „aufs Maul gesehen“ haben!

Pestalozzis wunderbares Stilgefühl zeigt sich auch im Wechsel der Tonart, die ganz der Stimmung des Vorgebrachten entspricht: Bald ruhig erzählend, schmucklos, sachlich, dann fröhlich hüpfend wie Kinderschertz, dann biblisch, im Psalmton feierlich einherschreitend. Wie wachsen da Wortwahl, Rhythmus und Melodie aus der Gehobenheit der Stimmung heraus. Feierliche Höhepunkte, Andacht, Erschütterung, erhabene Schönheiten des Lebens, dunkle Abgründe werden auf diese Weise unvergesslich. Denken wir etwa an die grossartige Darstellung des Frauenbildes, — Gertruds und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt: „So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge merkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr hört ihren Lauf nicht;

aber bei ihrem Untergange weisst du, dass sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind.“

Man ist keinen Augenblick im Zweifel, dass Luther, die Bibel, das Kirchenlied hier Vorbild sind; aber zeigt sich nicht am grossen Vorbilde der grosse Meister, wenn er es auf seine Weise fruchtbar macht. So schreibt Pestalozzi als Kenner der Volksseele: Sie will nicht immer Werktag; sie will auch Sonn- und Feiertag; der Bauer zieht den Werktagskittel am Sonntag aus und geht im Festtagsrock zur Predigt.

Die Stilsicherheit zeigt sich auch in der Art wie Pestalozzi seine Leute reden lässt: Gertrud redet anders als die Meyerin; des Junkers Knabe Karl spricht anders als des Maurers Heireli und nicht nur das, ein jedes spricht wieder anders, je nachdem der Umstand es gebietet: Welche Wärme und Innigkeit spricht aus den schmerzlichen Worten Gertruds, wenn sie ihrem Manne im stillen Kämmerlein das drohende Unglück vor die Seele führt! Wie kraftvoll, überlegen, zwingend und doch liebevoll klingt Gertruds Wort bei ihren Kindern am Samstag Abend! Wie feinfühlig, schalkhaft passt sie ihre Sprechweise der Neugier der Meyerin an. Stil und Inhalt reichen einander die Hände wie bei jedem guten Volksschriftsteller: Nicht nur der Gebrauch des volkstümlichen Wortes, sondern auch das Detail der Zeichnung verleiht der Geschichte Lokalfarbe, nicht im Sinne landschaftlicher Eigenart, sondern im homerischen Sinne, Detailzeichnung, die aus der Kenntnis der uralten Vorgänge und Einrichtungen des Lebens herauswächst: „Wenn Gertrud Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in ihrem reinlichen Becken besorgte — ach, bei allem ängstigte sie immer der Gedanke, dass ihre Wiese, ihr Heustock und ihre halbe Hütte ihnen bald werden entrissen werden.“

Ja, diese Kenntnis der kleinen und kleinsten Dinge des Lebens, an denen tausende und tausende ahnungslos vorübergehen. Es ist wunderbar, wie Pestalozzi — von vielen als weltfremd geschildert, — in die hintersten Ecken der Küchen, in die dunkelsten Falten der Herzen hineinsah. Das kommt daher, weil er kein abseitiger Federfuchser ist, der seinen Gegenstand aus seiner Schreibstube mit dem Fernglas studiert, sondern ein Mensch unter Menschen, ein armer Teufel, der einmal selber ein feuchtes Feuerholz anblasen muss, der selber erfahren, dass am Spinnrand das Garn so kraus wird wie geringeltes Rosshaar, wenn das Rad zu stark gedreht wird. Deshalb kennt sich Pestalozzi so überraschend aus in allen Dingen, aber vor allem — weil er ein genialer Einfühler ist, dem nichts Menschliches fremd sein kann. Diese geniale Einfühlungsgabe, die niemals zu vergewaltigen braucht, zeigt sich am schönsten in den Kinderszenen des dritten Teiles, wo wir Schritt für Schritt die farbigsten Äusserungen der Kinderseele treffen. Denken wir nur an das Kinderidyll mit den Ziegen. Die Knaben necken die Tiere, damit sie ihnen Mäh — Mäh machen; etliche wollten nicht bloss die Tiere plagen; sie sagten noch zu des krummen Schneiders Liseli: „Du hast viele Geschwisterte

hier.“ Sie aber zeigte mit der Hand ins Tal hinunter, wo Ochsen und Kühe weideten, und sagte: „Da unten sind die eurigen!“ Und dann die unvergessliche Szene, wo des Maurers Heireli sein Brot unter des Marxen Betheli und die Ziege teilt: „Er gab allemal den grössern Mundvoll dem Betheli, den andern der Ziege und sagte dann, wenn das Tier den seinigen hatte: „Wart jetzt Geisslein, es ist jetzt wieder am Betheli.“ Den letzten Mundvoll sah er an, ob er ihn auch teilen wolle; aber er machte mit dem Kopfe „nein“, er gab also den ganzen Mundvoll dem Betheli und sagte zur Ziege: „Du musst jetzt zufrieden sein!“ Dann stand er auf, führte seine Ziege weiter an der Hand den Hang hinauf, wo sie Laub fand. Das Betheli blieb mit ihrem Mundvoll sitzen und ass.“

Das ist feinste Goldschmiedekunst, fein beobachtet, fein gefügt und fein geformt, ein Kunstwerk wie aus der Natur gewachsen: Natur, die Kunst geworden — Kunst, die zur Natur zurückgekehrt. Aber damit begnügt sich der Künstler nicht; denn er ist Erzieher; er will Ideen lebendig darstellen: Wer ist der Heireli? Er ist das Kind der Gertrud, das Abbild ihres Wesens, und so ahnt man hinter jeder Darstellung das Gesicht, den Willen des Erziehers; alles ist Absicht, alles Sinnbild, nichts ist Zufall.

Allerdings: der Aufbau, das Gerüste der Handlung ist einfach: Ein paar typische Gestalten im Vordergrund als Träger der Schicksale eines Dorfes: Die ewige Kraft der Güte und Liebe: die Frau und Mutter, die alles heilt; ihr gegenüber das ewige Widerspiel, die Verneinung, die Bosheit, die seelische Verlorenheit: Vogt Hummel; daneben die Hilfskräfte des Guten: der Landesherr, der Pfarrer, der Schulmeister und alle die ungezählten guten und schlimmen Geister des Haus- und Dorflebens. Stelle dir einmal vor, welche unabsehbare Fülle von Bildern, welche farbige Mannigfaltigkeit an Ausblicken sich deinem Auge bietet. Das ist auch ein Kino, aber innerlich, zu schauen mit der Kraft deines eigenen Geistes die wechselnden Bilder aufrollend.

Schade, dass auch jetzt noch nicht eine schöne, unverkürzte Volksgeschichte erscheint, die alle vier Teile enthält; sonst würde es endlich offenbar, dass der ganze Roman ein grosses Gemälde häuslicher und dörflicher Volkskultur darstellt, aber noch mehr: die Entwicklungsgeschichte einer Volksgemeinschaft, geschaut und geschrieben von einem gläubigen Seher und Erzieher. Vom feinsten Kindheitserlebnis beim abendlichen Kartoffelmahle bis zum biblisch grossen Dorfgericht, vom Barbierstubenwitz bis zum nächtlichen Teufelsspuk, welche Fülle von Einfällen, welche reiche Abwechslung, welche Spannweite!

„Langfädig, zu breit ausgesponnen!“ so sagtest du, und — zugegeben. Aber höre: Hat C. F. Meyer (siehe H. Maync) nicht zu einem Freunde darüber gesprochen, dass das Volk es liebe, breite Belehrungen und Predigten in den Büchern zu lesen. Hat man nicht vor dreissig Jahren auch Jeremias Gotthelf verkürzt herausgegeben? Und würde man nicht heute ein solches Vergehen züchtigen? Die Zeiten ändern wie

die Moden; wer weiss, ob es nicht wieder einmal Leute gibt, die ein bischen Sand nicht scheuen, wenn sie Gold spüren.

Und Gold blinkt überall hervor bei Pestalozzi, Lebensweisheiten die Fülle, die heute so neu und unverbraucht erscheinen wie ehemals; denn ihre Währung ist zeitlos, ewig, ewig, wie die Lebenskräfte, die Heinrich Pestalozzi in seiner Vorrede zu Lienhard und Gertrud als unvergängliche Menschengüter seines Buches bezeichnet:

„Ich habe keinen Teil an allem Streite der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie fromm und brav und treu und bieder macht; was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei ausser allem Streite uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt.“

Möge das Pestalozzijahr die Goldschätze ins Licht der Menschen flössen, damit wir alle wieder reicher werden!

Pestalozzis Forderung der Beachtung der Individuallage und ihre wissenschaftliche Grundlage in der Kinder- und Jugendpsychologie.

Von Dr. Charlotte Bühler, Wien.

In einem seiner Aufsätze über seine Erziehungsabsichten formulierte Pestalozzi als Forderung an seine Anstalt, dass sie „im allgemeinen mit Festigkeit auf das Fundament der Methode gegründet, dennoch mit besonderer Sorgfalt den Eigenheiten Rechnung tragen würde, die aus dem Individuellen der Lagen und Bedürfnissen der Armen selber entspringen“. Und um beides zu verwirklichen, fand er nach seinen Beobachtungen, wie er einige Seiten früher ausführt, „für jeden Menschen in seiner Natur ursprünglich genugsame Kräfte und Mittel liegen, sich ein befriedigendes Dasein zu verschaffen.“

Diese drei Gesichtspunkte, der Gesichtspunkt einer festen Methode, der Gesichtspunkt der Berücksichtigung der individuellen Lage und Bedürfnisse bei jeder Erziehung und der Gesichtspunkt der Heranziehung angeborener natürlicher Kräfte im Menschen selbst, — diese drei Gesichtspunkte darf man vielleicht als Hauptgesichtspunkte des Pestalozzischen Erziehungssystems betrachten.

In den Abendstunden, dem Volksbuch Christoph und Else, wird gerade der Gedanke besonders verfolgt, wie wenig eine Erziehung nützt, wenn sie auf die Lebensbedürfnisse keine Rücksicht nimmt und nicht von dem ausgeht, was jeder in seiner Lage zuerst lernen und wissen muss und braucht. „Wie glücklich wäre der Alte,“ sagt Joost im Gespräch mit Christoph und Else, „wenn er dem Töni nie

¹⁾ Pestalozzis Schriften, Cotta 1825. Bd. 2, S. 49.

²⁾ Derselbe S. 4.

³⁾ Derselbe Bd 12, S. 490.